



Feierabend



Im verbotenen Nepal.

Von Dr. Max A. Funke.

I.

Es ist fürwahr eine schöne Beförderung, auf einem indischen Bahnhof, wie dieser in Segauli, vierzehn Stunden liegen bleiben zu müssen. Gegen Abend schickt mir der Bahndienstleiter auf einem breiten Bananenblatt herrlich munden-des Gemüße. Da ich kein Brahmane bin, darf er mich, um keine Sünde zu begehen, nicht zu Tische laden. Erst früh um fünf Uhr geht es wieder weiter nach Raxaul. Die Landschaft ändert sich, denn nun liegt das heiße, ver-brannte Indien mit seinen Palmen hinter mir.

II.

Mein Weg führt durch das englische Terai, ein Sumpfland, smaragdgrün, mit Seen und Silberbächen. Sonst ist die Gegend gesund und cholerafrei. In einem Tal arbeiten Elefanten. In Raxaul erwarten mich schmucke Gurkha-offiziere. Sie wollen mich in einer Sänfte und meine Begleiter auf Elefanten zum Maharad-scha bringen. Behend klettert mein dunkelhäu-tiger Boy auf seinen kleinen Elefanten und mein Lehrer der indischen Dialekte besteigt ein anderes Tier. Ich selbst nehme in einer gol-denen Sänfte Platz, in der ich mit dem Glanze eines abendländischen Königs durch das Land getragen werde. Aber so geht es! Indische Schriftsteller und Dichter, die in Indien von Heuschrecken und wildem Honig leben müssen, werden, wenn sie zu den Abendländern kommen, von Königen, Präsidenten und Papst empfan-gen, bewirtet und beschenkt. Aber eine solche Ehre darf ein abendländischer Schriftsteller in seinem eigenen Vaterland nicht genießen. Wer diese Freude einmal durchkosten will, sollte sich einige gute Empfehlungsbriefe an verschiedene Maharadschas und genügend Reisegeld in seine Tasche stecken, dann kann man in Indien, das zweimal so groß ist wie Europa, überall fürst-lich empfangen werden.

Vier derbe Gurkhas tragen mich. Vier Wächter gehen zur rechten, vier andere zur lin-ken Seite, die das gaffende Volk wegpeitschen, weil ein abendländischer Doktor sich herabläßt, Indien zu besuchen . . .

III.

Morgens um fünf geht es weiter. Schon seit vier Uhr ist meine Kuliarmee und meine Elefantentruppe marschbereit. Gestern ist auf hohen Befehl Seiner Majestät des Maharad-schas mein Gepäck mit einer Elefantenkarawane

unter militärischem Schutz nach Nepal weiter-geschickt worden, denn nach indischen Begriffen darf ein abendländischer Schriftsteller nicht mit Gepäck reisen. Der stärkste Elefant, der mir zu Ehren auf seiner Stirn ein schwarzes Fürsten-zeichen (Schwarz ist die Farbe der Freude) trägt, ist für „Unsere Hoheit“ bestimmt.

Es ist nicht so leicht, auf den hohen Rücken meines Elefanten zu kommen, denn auf der glatten Haut rutscht man leicht ab. Endlich mittels einer Leiter gelingt es mir oben, zwi-schen Himmel und Erde in einen goldenen Thron zu kriechen, eine Art Büchse ohne Deckel, wo man sich wohlfühlen kann, wenn man nach muselmanischer Art zu sitzen versteht, also mit gekrenzten Beinen.

Von meinem hohen Standpunkte aus ver-mag ich nun die Köpfe meiner indischen Armee zu zählen: 44 Kulis. Vorn an der Spitze reitet ein Gurkhaoffizier. Es ist noch Nacht.

Orion hat sich gerade schlafen gelegt und im Habegrün des Morgenhimmels schaukelt der Halbmond wie ein silbernes Schifflein, belächelt vom großen Bären.

Bei Nacht und Nebel überschreiten wir einen Kanal. Das ist die Grenze, die Indien von Nepal scheidet.

IV.

Die Grenzposten scheinen zu schlafen, oder sind sie vielleicht vom Maharadscha bestochen worden? Denn England untersagt allen Frem-den den Eintritt in Nepal . . .

Nur langsam kommt meine Karawane vor-wärts, obgleich die Straßen gut sind und über die zahlreichen Gebirgsbäche breite Bogenbrük-ken führen. Aber meine Elefanten lieben Brücken durchaus nicht. Argwöhnisch umgeben sie diese und plätschern munter durch das kühle Wasser, wobei sie das edle Raß trinken und sich nach Vergesselslust besprechen. In diesem feinen Sprühregen ergötzt sich regenbogenfarbig die Sonne.

Die Straße zieht sich durch einen Ort, der aus Palästen zu bestehen scheint, wieder hinaus in die Landschaft, durch Sümpfe, Reisfelder, wo Wasseradrien stehen und uns angrinsen. Am Wege liegt eine verendete Kuh. Um ihr Augen hüpfen Krähen, in der Bauchhöhle haben Geier ihre blutigen Nester und an der Keule schmauft spießbüßisch ein Schakal. Ja, nun sind wir im Dorado des edlen Raubwildes: Tiger, Leoparden, Panther und Hyänen.

Der Morgennebel verdeckt die höchsten Berge der Welt. Die Landstraße wird bald be-lebt. Aber die Menschen tragen hier nicht mehr das indische Gesicht, sondern das Antlitz von Zentralasien leuchtet mir entgegen. Fast alle Menschen, die wir treffen, kommen von Chassa oder wandern dorthin. Unter ihnen ist man-cher ein Weiser. Auf dem Rücken tragen sie ihre Siebensachen: einen Kupfertopf, Gebets-teppich aus Pantherhaut und einen Regen-schirm.

V.

. . . Der rote Staub der indischen Straßen macht Steinen und Felsen Platz. Zweifelsohne werden bald die Vorberge des Himalaya er-scheinen, und tatsächlich gewahre ich bald die steilen Schatten der ersten Berge. Im nächsten Dorf machen wir die erste Rast. Wir nehmen unser Frühstück ein. Niedliche, aber schmutzige Kinder bestaunen uns. Sie tragen hübsche Kleidung: weite, an den Knöcheln zugebundene Hosen und eine Tunika, die an den Seiten mit Schnüren zusammengehalten ist. Das Frauen-kleid ist eine kurze Jacke mit einer Art Rock. Die Haare liegen in Zöpfen auf dem Scheitel. Um den Hals kreisen in endloser Zahl Ketten in allen Farben. Als Ohrgehänge tragen sie vergoldete Kugeln oder einen großen Lotos aus Metall. Wohl sieht es ziemlich häßlich aus, aber es kleidet diese Völker doch und verleiht ihnen eine gewisse Freude und Lebensfreiheit. Hier sind die Menschen anders. Auch sind die vielen indischen Bettler verschwunden mit ihrem Gejammer, ihren ausgestreckten Händen und ihrer Unterwürfigkeit.

Der Wald, der erst mit Unterholz begann, wird zusehends schöner. Nicht der wundervolle Wuchs der Bäume zieht mich an, sondern das prachtvolle Gebänge ewiggrüner Lianen, die sich von Baum zu Baum winden. In dieser unber-aleichlich schönen Vegetation schreien ganze Ban-den von Affen wild. Sie verfolgen mich, gaf-sen mich an und bewerfen mich mit Früchten.

VI.

Noch vor Einbruch der Nacht erreichen wir Tschuria, und am nächsten Morgen gegen fünf Uhr geht unsere Reise bergaufwärts. In Phimpedi verlassen wir unsere Elefanten und besteigen die Tragstühle, die uns der Maharad-scha von Nepal entsandene. Dieser Trag-stuhl ist eine Art Schlitten, der von zehn Men-

sehen über die Berggabeln bis hinauf zu dem 1200 Meter hohen Fort von Sissagari geschleift wird. Straßen sind hier unbekannte Dinge. So ein Aufstieg ist entsetzlich. Ich habe immer das Gefühl, hinten herunter zu fallen. Die Kletterei geht langsam vorwärts. In Marku machen wir wieder halt, um uns zu stärken. Dann geht es wieder vorwärts, immer höher und höher. Fast beängstigend geht es durch enge, dunkle Täler, über Schluchten und Abhänge, bis wir das Fort endlich erreichen.

In der Feste erwartet mich der Wagen „Seiner Majestät“. Ich steige ein und fort geht es. Hinter meinem Wagen jagen Soldaten, um das Volk zu hindern, nachzukommen.

Ein Weg erscheint. An den Seiten stehen hohe Eucalyptusbäume und Bananenpalmen. Das eigentliche Nepal beginnt. Am Wege schauen mich Menschen freundlich an. So erscheint Katmandu, die Hauptstadt von Nepal, mit den zahllosen Tempeln, deren indische und chinesische Kunst eine wahre Augenweide für jeden Kunstfreund bilden. Doch mein Wagen

fährt nicht in die Stadt hinein. Warum nicht? . . .

VII.

Da öffnet sich eine gewaltige Mauer, ein Wachtposten präsentiert. Mein Wagen hält vor einem riesengroßen Luxuspalast.

Als Aufenthalt in diesem Riesenpalast werden mir fünf der besten Zimmer angewiesen. Der erste Raum ist mein Arbeitszimmer, der fünfte mein Schlafgemach. Alle Zimmer strahlen in einem Luxus, den kein abendländisches Kaiserschloß kennt. Diese fünf Zimmer sind zusammen ebenso lang wie die Wiener Hofburg, denn jedes Zimmer mißt vierzig Meter in der Breite und ebensoviel in der Länge. Wenn ich mich von meinem Arbeitstisch erhebe, um in mein Schlafgemach zu wandeln, muß ich stets zweihundert Meter Weg zurücklegen, eine kleine Abend- oder Morgenpromenade, wie man es will.

In Nepal wissen die Leute noch nicht, was Raum und Zeit sind . . .

Gedicht einer Fünfzehnjährigen.

Jugend, die viel sah und bitter wurde.

Sei artig, ehrlich, die Moral beachte!
Das leziere am wichtigsten mir scheint —
ein Stoß gen diese, wenn er auch nur sahie,
entehrt dich gleich, egal, wie du gemeint.

Ne, Bürgersfrau werd' einmal, eine gute!
und wähle brav die NSDAP.

und ist dir mal bezweifelt sehr zu Mute,
Gedenke Gott! Er löset alles Weh!

Und beuge deinen Sinn dem Mann, dem Teinen,
Gehorche ihm aufs allerletzte Wort,
er wird es immer sehr gut mit dir meinen,
Tu nicht am ungeborenen Kinde Mord!

Gebäre Kinder! Gott wird dich belohnen —
so viel du kannst und wie es möglich ist.
Wo später sie dann leben, schlafen, wohnen,
das ist nicht deine Sache — ob im Mist?

Beschäftige dich nicht mit „roten“ Dingen,
denn dieses ist nun nichts für eine Frau,
du mußt auch deine Kinder dazu bringen,
Daß sie treudeutsch werden, wie du genau.

Versorg den Haushalt und erziehe die Kinder,
verdienen ist die Sache von dem Mann, —
erziehe sie so, daß später sie nicht minder
den Staat als größtes Heiligtum sehn an.

Tu Gutes für die armen, frommen Leute,
und spende ihnen hin und wieder was.
Denn so, so ist es schließlich einmal heute,
daß viele Menschen beißen in das Gras.

Es gab auch immer Arme und auch Reiche,
und das, das wird so immer, ewig sein,
Es ist nicht schade um ne ein'ge Leiche,
kein Mensch, kein Tier wird lange um ihn schrein.

Winternacht im südafrikanischen Busch.

Von E'to Josa.

Im Buschfelde Südafrikas verbleichen unsere sämtlichen Glaubensinhalte. Christen, Juden, Mohammedaner werden zu „Feueranbetern“

„Feueranbetung“ ist die Religion des Buschfeldes. Sie entstand aus den Bedürfnissen des Buschfeldlebens. Auch ich war zum — Feueranbeter geworden. Das Feuer ist das wunderbarste Element des Buschfeldlebens. Maispapp darf fehlen. Kaffee darf fehlen. Esel dürfen sich verlaufen. Aber das Feuer muß da sein. Feuer ist alles. Für das Feuer zu sorgen ist die verdammte Pflicht eines jeden Buschfelders. Sie war auch meine Pflicht.

Es wurde dunkel. In einer kurzen Stunde kühlte sich die sonnendurchglähnte Luft des Tages ab. Die Winternacht des Buschfeldes rückte heran. Wir ließen das grüne Segeltuch über den Wagen fallen. Unter dem Wogen schliefen wir Weißen. Die Schwarzen schliefen beim Feuer. Doch die Nacht war lang und kalt. Das Feuer durfte nicht ausgehen. Man mußte vorforsen. Holz war genügend vorhanden. Waren wir doch im Busch. Ich ging nach allen Seiten, um Holz herbeizuschaffen. Es mußte trocken sein. Am besten tote, hohle Bäume. Aber bloß kein Koidoornboom. Der qualmt stark und erstickt das Feuer. Und vor allen Dingen keinen Stintboom. Er hat wohl keine Borzüge. Er ist stark, sein Holz zähe. Die Baren zimmern ihre Wagen aus ihm. Aber er hat auch seine kleinen Fehler. Der Fehler wird besonders rühbar, wenn man den Baum ins Feuer legt. Rühbar im wahren Sinne des Wortes. Er beginnt fürchterlich zu qualmen und zu riechen. Der Name sagt ungefähr, wie er riecht.

Ich wußte Bescheid, welche Bäume gut wären. Und tatsächlich, ich fand einen. Da stand er. Einmal wie diese Bäume schon sind. Ein bißchen alt, groß und grau. Keine Blätter an der verdorrten Aesten. Ich rüttelte an ihm. Die Wurzeln gaben nach. Ich zog ihn nach schwerem Bemühen heraus. Ein prachtvoller Baum! Trocken und hohl! Wird gut brennen! Ich hob ihn auf meine Schultern. Ein bißchen schwer. Der Weg war lang. Ich war vom Wagen weit abgekomen auf der Suche nach einem Holz. Ich torfelte mit meiner Last zum Lorerplatz zurück. Stolz auf meinen Fund nahm ich die schwere Last leicht. Ich kam an unsere Lagerstelle. Da war keiner. Einige

waren auf der Holzjuche. Andere sollten die Zügelein in ein Viehtral treiben. Ich ließ die Last fallen. Ach! Sie barst entzwei. Ich sprang zurück. Eine kleine Menagerie wimmelte vor meinen Füßen. Allerlei kleine Viehtier, Storpione, Eidechsen, Würmer krochen aus dem Baume heraus. Und da — eine grüne Mamba. Die gefährlichste Giftschlange. Verwirrt wich ich zurück. Das Beil zum Holzhacken lag in der Nähe. Ich sahste das Beil, schlug mit der scharfen Seite zu. Mitten durch den Schlangenkörper . . . Fischen und Geringfel. Dann schwang ich nochmals das Beil. Dann immer wieder mit der stumpfen Beilseite auf den Kopf der Schlange . . . So . . . Kurze Zeit führten die beiden getrennten Teile der Schlange ein Eigenleben. Dann gaben sie es resigniert auf. Das andere kleine Getier war unterdessen zerstoßen. Ich besah mir den Baum. Ich war sehr liebenswürdig gewesen. Hatte kostenlos ein Hochhaus der Buschreptilien befördert. In besonderen Stockwerken, Höhlen, hatten sie dorten gehaust.

Die Boys und der Bure Dostheizen kamen zurück. Sie hatten reichlich Holz gebracht. Zuol zeigte ich ihnen die getötete Schlange. Die Boys grinsten. Der Bure Dostheizen lachte übers ganze Gesicht. Wohl daß ich am Leben geblieben war? . . . Sie irren. Die Schlange war ja gar keine Mamba gewesen. Sondern eine harmlose Boomslang. Sie sehen einander zum Berwecheln ähnlich die beiden Schlangen. Enttäuscht schob ich meinen Baum zum Feuer, das die Boys schürten. Ich fand jedoch schnellen Trost. Mein Baum fladerte und knisterte nur so. Und die giftigen Storpione waren wenigstens echt gewesen. Das Feuer ließ alles vergessen. Da prasselte und knisterte es. Die riesigen Holzstücke wurden vom Feuer gestressen. Die Nacht war kalt geworden. Wir drehten ihr den Rücken zu. Scharten uns ums Feuer. Wir breiteten unsre Hände darüber aus. Dostheizen hatte seine Feldicooner-Feldschuße ausgezogen und die nackten Füße ins Feuer gelegt. Wo er sie hinlegte, zischte es auf und erlosch. Mit allen Poren zogen wir die Wärme auf.

Die Schwarzen hatten eine praktische Kleidung. Durch die Löcher ihrer Lumpen fand die Wärme direksten Weg zur Haut. Manche waren flug und zogen sich nackt aus. Sie lehrten ihren Vorderkörper dem Feuer zu. Der Rücken war durch eine Wand von Säcken, Decken und alten

Kleidungsstücken vor der Kälte geschützt. Wie kleine Hütten mit großen Türöffnungen sahen sie zusammengekauert da. Startten gebannt in die eigenartigen Verschlingungen und Formen der verglimmenden Scheite. Eng an die Kaffern geschmiegt sahen wir Weißen. Das Buschfeuer färbt alle Gesichter bleich. Am Feuer waren wir alle wärmebedürftige Creaturen.

Wir sahen wie gelähmt im Banne des Feuers. Sprachten fast nichts. Startten bloß in die phantastische Welt der knisternden Scheite. Aus der Ferne erklangen die Stimmen des Buschfeldes. Schakale bestien. Hyänen lachten. Und dazwischen das Kreischen, Heulen und Köhnen wilder Katzen. Doch aus dem Stimmengewirr erklang am deutlichsten ein seltsames monotonen, wellenartig schwingendes Singen. Die Gesänge der Schwarzen.

Die Schwarzen sträubten sich gegen die andrängende Zivilisation. Zweimal in ihrem Leben ziehen sie sich für einige Monate in die Wildnis zurück. Sie werfen die Kleider der Zivilisation von sich. Brechen jede Verbindung mit der Zivilisation ab. In den Nächten sitzen sie um riesige Feuer gelagert. Am wilden Busch leben sie das Leben ihrer Vorfahren. Doch nicht für lange. Dann kommt die Gegenwart, der Alltag packt sie mit brutaler Faust. Wirft sie zurück auf ihre Arbeitsplätze. In die Städte, in die Minen. Dann waschen sie ihre bunte Bemalung ab. Sie ziehen die Hosen der Zivilisation wieder an. Sie haben ihren Traum von Selbständigkeit und Freiheit wieder ausgeträumt. Sie konzentrieren ihre Schmach auf die paar Monate ihrer urprünglichen Lebensart. Mit der ganzen Verbitterung und Leidenschaft, deren sie fähig sind. Ihre Melodien dringen durch das Buschfeld. Bald wehklagend, bald janzend. Es sind Hoffgefänge gegen die

Weifen. Aber auch uralte, überlieferte Stamm-
gefänge. Sie fingen den Sang vom Feuer.
Auch wir vernahmen den Sang vom Feuer.
Er kam aus dem Buschfeld. Er kam tief aus
uns.

Wortlos sah ich stundenlang da und starrte
in die Glut. Rechts und links von mir streck-
ten sich die Schwarzen zum Schlafen aus. Sie
hüllten sich in ihre Säcke und alte Kleidungs-
stücken. Der Bure Dostheizen kroch unter den
Wagen. Schwer konnte ich mich losreißen. Ich
kroch unter den Wagen. Und hüllte mich in
unzählige Decken ein.

Fabeln.

Der Wolf und die Schafe.

Die Schafe waren sehr unzufrieden mit
ihrem Schicksal und beriefen eine große Ver-
sammlung ein, in der beraten werden sollte,
wie den Uebelständen abzuhelfen wäre, durch
die ihnen ihr Schaftum verleidet wurde. Ein
alter Hammel führte vor allem Klage über die
Willkür des Wolfes, der mit den Schafen nach
Gutdünken verfähre, von ihrem Blute lebe und
ihre Existenz dauernd in Gefahr bringe.

Nach langen Beratungen wurde beschlossen,
eine Abordnung von Schafen, unter Führung
eines erfahrenen Hammels, zum Wolf zu schik-
ken, um mit ihm über die Abstellung der gerüg-
ten Mißstände zu verhandeln.

Einige Zeit später sollte über die geführ-
ten Verhandlungen Bericht erstattet werden.
Der alte Hammel stieg auf eine Bodenerhöhung
und hielt folgende Rede:

„Meine geliebten Mißschafe! Wir haben
eingehend mit dem Wolf beraten und er billigt
uns zu, daß wir nicht allesamt Zeit unseres
Lebens Schafe bleiben müßten. Der Wolf gibt
seine Zustimmung dazu, daß jedes Schaf, das
die Fähigkeit und Tüchtigkeit zu solcher Karriere
habe, sich aus eigener Kraft zu einem Wolf
entwickeln dürfe und dann seinerseits mit den
Schafen so verfahren könne, wie es der Wolf
jetzt mit uns tut. Da wir den Wolf nicht ab-
zuschaffen vermögen, sollten wir die Gelegen-
heit nützen, selbst Wölfe zu werden.“

Und weil nun einmal in allen Schafen
die Sehnsucht lebt, es den Wölfen gleichzutun,
waren sie mit dem Bericht des Hammels sehr
zufrieden und blöken begeistert ihr beifälliges
„Wäh“.

Die Nachtigall und die Elster.

Die Nachtigall sang ihr Lied in süßer
Melodie den Menschen zur Freude. Da kam
die Elster und fragte:

„Warum singst du für die Menschen, die
uns doch nachstellen und unsere Feinde sind?“

„Weil ich Freude am Gesang habe,“ ant-
wortete arglos die gesiederte Sängerin.

Doch die Elster gab sich damit nicht zu-
frieden. Sie und ihresgleichen können sich gar
nicht vorstellen, daß eine Sache um ihrer selbst
willen geschieht, ohne Rücksicht auf persönlichen
Vorteil oder Nachteil. Deshalb nahm die Elster
das Maß nach ihren eigenen Krallen und rief
hämißlich:

„Schau doch einer, wie selbstlos unsere
Nachtigall tut! Weil sie Freude am Gesang
hat, singt sie für die Menschen. Und was haben
dir die Menschen dafür bezahlt, du Verräterin?
Bestochen bist du, bestochen mit dem Golde der
Menschen!“

So krächzte voller Bosheit die Elster und
flog davon, den anderen Vögeln zu erzählen,
daß die Nachtigall sich von den Menschen habe
bestochen lassen. Die Nachtigall aber lehnte sich
nicht an das Gefächze der Elster und sang ihr
Lied den Menschen zur Freude.

Ein unbergeßliches Erlebnis.

Von Edmund Jimpertlich.

Der recht monotone Vergnügungskalender
des Bades D. wies eine angenehme private Ver-
reicherung auf.

Ein Hypnotiseur war eingetroffen, ein
Mann von bedeutendem Ruf, von dessen Talen-
ten sich die Fachleute staunenerregende Dinge
erzählten.

Er wohnte im „Majestic“, hatte ausgespro-
chene Großmannsallüren, sparte nicht mit fürst-
lichen Trinkgelbern und galt, schon der vorher
bezeichnenden Umstände wegen als ungeheuer
reich.

Sonst lebte er exklusiv zurückgezogen, eine
Diskretion des Lebenswandels, die den Reiz
seiner Persönlichkeit bei den neugierigen Kur-
gästen nur erhöhen konnte.

Es wäre wohl nie zu dem „hypnotischen
Salaabend mit neuartigen Experimenten“ ge-
kommen, wenn nicht der Manager des Hyp-
notiseurs, ein kleiner, sehr beweglicher Herr, der
auch in der Sommerfrische nicht die Hand von
Geschäften lassen konnte, die Sache arrangiert
hätte.

So stieg denn der denkwürdige Abend, der
die einschläfernden musikalischen Exerziten der
Kurtapelle aufs angenehmste unterbrach, bei ge-
pfefferten Eintrittspreisen im dichtgefüllten gro-
ßen Kurhausaal. Als der Hypnotiseur, der
einen ungemein klangvollen Namen trug, er-
schien, ging ein Raunen ehrfürchtigen Staunens
durch die Reihen. Der bedeutende Mann sah
allerdings auch bedeutend genug aus.

In einem asketischen Gesicht, dem eine tiefe,
fast krankhafte Blässe das Gepräge gab, leuch-
teten zwei dunkelbraune Augen in düsterem,
unheimlich fragendem Glanz.

„Meine Damen und Herren —“ begann der
Hypnotiseur — mit einem tiefen, unverkenn-
bar fremdländischen Tonfall, „ich weiß, daß ich
einem verwöhnten Badepublikum nicht die üb-
lichen Experimente der landläufigen Hypnose
vorlegen darf. Ich habe heute abend weit mehr
vor! Ich will nämlich zum ersten Male ein
Experiment ausprobieren, dessen Meistersung
mir erst in diesen Tagen unter schwersten
Nähen gelungen ist. Nichts fällt dem Men-
schen in den Schoß — Hören Sie bitte gut zu:

Mein Experiment beabsichtigt, Ihre See-
lentemperatur zu einer noch nie dagewesenen
Höhe emporzureiben und in Ihnen ein Glücks-
gefühl von unbeschreiblicher Intensität zu er-
zeugen.

Diese grandiose Steigerung Ihres Gefühl-
lebens wird, so hoffe ich, für Sie alle ein un-
vergeßliches Erlebnis sein!

Konzentrieren Sie sich bitte auf das Wort
„Maismischung“. Rawohl, „Maismischung“.
Denken Sie unausgesetzt an dies prosaische
Wort, das eigentlich ein Doppelwort ist, mag

es Ihnen auch noch so sinnlos erscheinen —“
In atemloser Stille, fiebernd vor Erwar-
tung, saßen die Kurgäste da.

„Bitte das Licht auslösch!“ rief der
Hypnotiseur.

Das Experiment begann. Es war so dun-
kel im Raum, daß man nicht die Hand vor den
Augen sehen konnte. Durch den Saal tönten
unablässig wandernde Schritte; es war der
Hypnotiseur, der durch die Stuhlreihen ging, um
seinem Experiment Nachdruck zu verleihen.

Einige Teilnehmer an der Seance, meistens
Frauen, wimmerten leise vor Aufregung.

Minuten wurden zu Ewigkeiten. Immer
noch erklang der ruhelos wandernde Schritt des
bedeutenden Mannes.

Eine stidige Welle von Atem und Schweiß
zog durch den Saal.

Blöglich brach die Wanderung des Hyp-
notiseurs ab. Weitere fünf Minuten ver-
strichen.

Im Saale machte sich eine leise Unruhe
bemerkbar.

„Licht!“ zischten die Eifrigen, was wieder-
um unterdrücktes Röchern hervorrief.

Nach einer Viertelstunde rief einer „Licht“,
„Maismischung“ schrie ein anderer.

Die elektrischen Lampen flammten auf.
Alles sah sich blöd blinzeln an.

Wo war der Hypnotiseur? Der Hypnoti-
seur war verschwunden und mit ihm sein
Manager. Allgemeine Verblüffung, die sich zur
Panik steigerte, als eine ältere Dame hysterisch
schrie: „Mein Perlenkoller ist gestohlen!“

„Und mir die Brieftasche!“ brüllte ein Herr
gleichsam als Echo.

Entsetzen packte die Kurgäste.
Die Damen nestelten verstört am Hals her-
um, die Herren griffen nach ihren Brusttaschen.
Unter unbeschreiblichem Lärm zählte man 54
abhanden gelommene Portefeuille und 21 feh-
lende Perlenkollern.

Polizei erschien und wurde von einem
Schwarm fassungsloser Menschen umringt.

Inzwischen suchten ein paar beherzte Män-
ner das ganze Kurhaus nach dem fingerfertigen
Hypnotiseur und seinem Manager ab.

Vergeßlich —, der Vogel war schon ausge-
flogen.

„Ja,“ sagte der Polizeikommissar, „wir
haben es leider auch zu spät erfahren. Der
Hypnotiseur ist ein berüchtigter Taschendieb und
der „Manager“ sein Komplize.

Was aber das „Experiment“ angeht, — es
ist nicht bei Ihnen gestattet worden.“

Aber in einem hat er recht gehabt —
murmelte ein Bestohlenen in bitterer Selbst-
ironie, „dieser Abend wird gewiß uns allen ein
unvergeßliches Erlebnis bleiben!“

Wißt ihr schon?...

Das Wort Kristall bedeutet eigentlich Eis.
Die Bezeichnung stammt von den alten Grie-
chen, die glaubten, daß die klaren Bergkristalle,
die sie fanden, eigentlich Eis wären. Kristalle
entstehen, wenn gewisse Stoffe vom geschmol-
zenen zum festen Zustand übergehen. Zunächst
ist der Kristall unendlich klein. Allmählich aber
wächst er, indem sich neue Schichten auf seinen
Flächen ablagern. Die Bedingungen zur Bil-
dung von Kristallen ist eine gleichartige Tem-
peratur und vollkommene Ruhe. Werden die
Kristalle gestört, so werden sie nicht größer.
Je langsamer die Bildung vor sich geht, um so

größer werden die Kristalle. Zu den größten
bekanntesten Kristallen gehören die Beryllkristalle,
die eine Länge von 1 bis 2 Metern haben kön-
nen und bis zu 1500 Kilo wiegen. Beryll
kann grün, gelb, blau und bisweilen auch rosen-
rot sein. Die ganz grünen Berylle werden
Smaragde genannt. Ein 500 Kilo schwerer
Beryllkristall befindet sich im Field-Museum
in New York.

Die einsamste Insel der Welt, Tristan da
Cunha, die bisweilen 2½ Jahre nicht von
einem Schiff angefahren wird, soll jetzt eine
meteorologische und eine Radio-Station be-
kommen. Dadurch wird das Leben auf der
Insel sehr verändert werden.

Im Jahre 1819 fuhr das erste Dampfschiff von Europa nach Amerika. Es brauchte 26 Tage. Damals war die Schiffsreise nach Amerika ebenso gewagt wie heutzutage ein Ozeanflug, und man verfolgte die Fahrten der kühnen Dampfschiffpioniere mit der gleichen Begeisterung, mit der man heute die Flugzeuge und Luftschiffe verfolgt. — In alten Tagen dauerte es mehrere Monate, mit dem Ochsenwagen von New York nach San Francisco zu fahren. Heute fährt die Pazifikbahn, wie ein fahrendes Luxushotel eingerichtet, quer durch die Vereinigten Staaten, in vier bis fünf Tagen. Sie fährt mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern die Stunde, während die erste Eisenbahn, die vor 100 Jahren gebaut wurde, eine Geschwindigkeit von nur 30 Kilometern in der Stunde hatte.

Ein Arzt hat ausgerechnet, daß ein Mensch im Laufe eines Jahres zwischen 11 und 12 Millionen Worte spricht und etwa 1200 Menschen die Hand drückt. Man blinzelt fast 95-malmillionmal mit den Augenlidern, was die gleiche Muskelarbeit bedeutet, die nötig ist, um 25 Kilo zu heben.

Ein 70 Jahre alter Mensch hat im Durchschnitt 24 Jahre und 9 1/2 Monate geschlafen, hat 11 Jahre 8 Monate an Zerstreungen gewandt, hat 5 Jahre 10 Monate bei den Mahlzeiten gefessen, hat sich ebenso lange Bewegung gemacht, hat 11 Monate für das An- und Auskleiden gebraucht und die übrige Zeit zur Arbeit.

Die ersten Spielkarten wurden im Jahre 1850 hergestellt; heutzutage werden 8 Millionen Kartenspiele jährlich fabriziert.

Die Ziehharmonika ist ein verhältnismäßig neues Instrument, das im Jahre 1829 von Damian in Wien erfunden wurde.

Die Zeit vergeht.

Von Karel Capel.

Die Zeit vergeht so schnell. Kaum hat man sich des Morgens zur Arbeit gesetzt, schon ist die Stunde da, die uns zum Abendbrot ruft. Es kommt die Nacht, und es ist dir nicht gegönnt, deine wirren Träume aufzufangen, denn schon ist es wieder Zeit, den neuen Tag zu beginnen. Und ob du dich verziehst, mußt du dich gewöhnen, eine neue Jahreszahl auf deine Briefe zu setzen und dabei ist es dir, als hättest du dich erst gestern an den Neuner am Ende des Datums gewöhnt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber in meinen jungen Jahren war der Tag viel, viel länger. In meinen Stubenjahren war er geradezu endlos. Er war wie ein weiter See mit noch nicht durchforschten Ufern. Am Morgen schiffte man mit vollen Segeln hinaus und konnte das Ende einer Stunde nicht absehen, so groß und feierlich war ihrer jede. So ein Rindertag gleicht einer Fahrt über den Ozean, einem Siegeszug, einem langen Leben voller Abenteuer und Erlebnisse; er ist inhaltsreich wie die Asade, reich und uneinnehmbar wie die Höhle von „Ali Baba und den vierzig Räubern“. Alle damaligen Freuden und Leiden vermag ich zu begreifen, aber ich begreife absolut nicht, wo ich die Zeit zu ihnen hernahm. Wenn ich heute versuchen wollte, mit dem Vogen zu schiefen — ich glaube, der Mittag würde mich früher überraschen, ehe ich ordentlich damit angefangen hätte. Damals aber hatte ich zwischen Frühstück und Mittagessen genügend Zeit, eine Fensterheibe mit dem Pfeil zu zerbrechen, mich an Pflaumen zu fressen, einige Kämpfe mit feindlichen Stämmen zu bestehen, in der Krone eines

Baumes die „Geheimnisvolle Insel“ zu lesen, in der Scheune die Friedenspfeife zu rauchen, ein verbientes Kopfstück zu empfangen, Grillen in eine Zündholzschachtel einzufangen, an verbolten Stellen zu baden, über Bäume zu klettern, alle benachbarten Handwerker aufzusuchen und zuzuschauen, wie sie es machen, und noch eine ganze Reihe von Raubzügen, Gefahren und Heldentaten zu unternehmen. Rein, da gibt's keinen Zweifel: die damalige Zeit war wenigstens zehnmal so lang als die heutige.

Und als dann nach Jahren meine Torheiten und mein Lebenshorizont wuchsen, waren die Möglichkeiten eines einzigen Tages einfach unendlich und unerjählich: Weisheit an der Brust der Professoren saugen; zum Fenster der ersten Liebe laufen und lange davor stehen bleiben; Verse schreiben; träumen, schlendern, tanzen; täglich die Auslagenlisten von zehn Antiquaren mustern; lesen, lesen, lesen und die Zeit auf zehnerlei Art vergeuden. Wie ist es möglich, daß für so viele aufregende Dinge ein einziger Tag genügt? Ich versuche es, über dieses Rätsel nachzudenken. Ich glaube nicht, daß ich anders geworden bin, eher, daß die Zeit eingeshrunkt ist.

Wahrhaftig, nun wird es schon wieder dunkel. Der Tag ist verflogen, der Teufel weiß wohin. Er hat mir nichts Neues gebracht, nichts geschenkt, überhaupt nicht gedauert. Vielleicht hätte ich dieses oder jenes tun, irgendwohin gehen, etwas genießen, etwas anschauen können — aber es blieb mir keine Zeit dazu.

So ist wieder ein Tag dahin und hat nichts zurückgelassen als diesen Aufsatz auf meinem Tisch. Bald ist wieder ein Jahr dahin und hat nichts zurückgelassen — — — aber halt: Die Tage sind kurz, die Jahre sind lang, immerhin jedoch geschieht ein Stück Arbeit in ihnen. Man lebt weniger, aber man arbeitet mehr. Und wenn sie auch nicht viel wert war, die Arbeit — es war doch wenigstens Arbeit.

Und wenn du denkst, daß du deine Tage verlierst, habere nicht, vielleicht hast sie nicht verloren, sondern verschrenkt!

Weiteres.

Der Geiger Josef Joachim lernte als nicht mehr ganz junger Mann in Berlin Eislaufen, stellte sich aber sehr ungeschickt an. Nachdem Joachim öfters hingefallen war, sagte der Eislauflehrer: „Ja, ja, Herr Professor, Eislaufen ist nicht so leicht wie Geige spielen.“

Auf dem Jahrmarkt. „Was, das soll ein Zwerg sein? Der ist ja beinahe ebenso groß wie andere Menschen.“ — „Das ist ja gerade das Seltene, er ist der größte Zwerg der ganzen Welt.“

Liebesbeweis. „Mammi,“ fragt Klein-Else, „hast du mich auch wirklich lieb?“ — „Gewiß, mein Kind, warum denn nicht?“ — „Ach bitte, dann heirate doch den Zuckerbäcker in unserem Hause!“

Chelente gingen spazieren. Im strömenden Regen. Nöcklich fragte der Mann: „Möchtest du mit einem Mann verheiratet sein, der nur ein Auge hat?“ — „Niemals.“ — „Dann pass' gefälligst auf deinen Schirm besser auf!“

Schuldenstreichung. „Die Weltreise wird nicht behoben, bevor alle Schulden gestrichen sind.“ — „Ganz meine Meinung; aber ob mein Schneider damit einverstanden ist?“

Begreiflich. „Was mir heute passiert ist, das wünsche ich meinem schlimmsten Feinde nicht.“ — „Um Gottes willen, was ist Ihnen denn zugefallen?“ — „Ich habe das große Los gewonnen!“

Aus der Schule. „Manche weibliche Vornamen sind von männlichen hergeleitet, zum Beispiel Franziska von Franz, Ernestine von Ernst! Nenne mir noch einen!“ — „Barbara von Barbar!“

Der Jüngling hat den Ehrgeiz, Zeitungsreporter zu werden. So tritt er als Volontär in die Redaktion ein. „Für Sie hab' ich eine schöne Aufgabe!“ ermuntert ihn gleich der Chefredakteur. „Da findet in W.dorf die Einweihung einer neuen Kathedrale statt, fahren Sie hin, machen Sie einen interessanten Bericht von etwa einer Schreibmaschinenseite, und geben ihn bis 6 Uhr telephonisch durch.“ Der Journalisten-Jünger zieht ab und eilt mit der Bahn nach W.dorf. Um sechs kommt nichts und ist nichts. „Telegraphieren Sie,“ befiehlt aufgeregt der Chef der Sekretärin, „wo bleibt Bericht?“ Eine Stunde später kommt die Antwort: „Nichts zu berichten stop' Bischof auf Kanzel tot umgefallen.“

Schach-Ecke.

Alle Aufschreiben und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwetnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 153.

Von Johann Adam, Hostomitz a. B.

Schwarz: Kc5; Tc3; Lb5, c5; Bc4, d3, e5, g5, e7 (9).



Weiß: Kf3; Td2; Le4, e7; Sg8, h3; Bc3 (7).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zwetnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 150: Dg3—e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hieko Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Wenzel Adolf und Helzel Josef, Arnsdorf bei Haida; Olbert Ernst, Domina; Dinnebiel Emil, Teitschen; Pöpperl Teo, Auperschin; Hyna Josef, Hostomitz; Mildorf Adolf und Döhner Max, Tischnau; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Swoboda Josef, Nechwalitz.

SCHACHWETTKAMPF PILSEN GEGEN PRAG.

Am Sonntag, den 10. September, trugen die Arbeiter-Schachvereine Groß-Prag in Pilsen das Retourspiel um den von Gen. Dr. Brejcha gespendeten Pokal an 45 Brettern gegen die Arbeiter-Schachvereine Pilsen aus. Den Wettkampf eröffnete der Bürgermeister der Stadt Pilsen, Abg. Genosse L. Pík, welcher auf den großen erzieherischen Wert des Schachspiels für die Arbeiterschaft, insbesondere aber die Arbeiterjugend hinwies. Die Pilsner Schachgenossen übernahmen rasch die Führung, doch gelang es Prag, zum Schluß den Stand auf 20:20 zu stellen. Von den restlichen 5 Partien errang Pilsen noch 3 1/2 Zähler, so daß der Wettkampf mit 23 1/2:21 1/2 Punkten für Pilsen endete.

Auch der im Frühjahr in Prag ausgetragene Wettkampf endete mit einem Sieg der Pilsner, und zwar 22:20 Punkten.

AN ALLE SCHACHSEKTIONEN!

In vielen Sektionen ist das Vereinsturnier für 1934 in vollem Gange, Sektionen, die mit dem Vereinsturnier noch nicht begonnen haben, werden aufgefordert, dasselbe raschest einzuleiten. Die Turniertabellen müssen unbedingt bis 15. Jänner 1934 als Meldung zu den Bezirksmeisterschaften dem zuständigen Bezirkschachleiter (dreifach) zugeschickt werden.